

„um so mehr zur Verdammnis gereichen“; denn man „mißbraucht das, was uns zur Seligkeit gegeben war. Gebraucht es einer aber recht, läßt den Heiligen Geist an sich arbeiten und bekehrt sich, so wird er ohne Zweifel selig“.

So trennt sich also Harms ebenso klar und entschieden vom katholischen Irrtum, nach dem das kirchliche Handeln kraft des göttlichen Auftrags *opus operatum*, d. h. durch den bloßen Vollzug, heilsbringend wirkt, wie er sich vorher ebenso eindeutig abgegrenzt hat gegen die spiritualistische Lehre des Schwärmertums, derzufolge auf das äußere Handeln gar nichts ankommt. Er stellt den Menschen in freier Entscheidung vor das Wort Gottes, das im kirchlichen Handeln uns trifft, das uns aber ein Wort zum Leben oder zum Tode werden kann.

Fragen wir schließlich noch, wer denn Träger des so bestimmten kirchlichen Amtes sei und wer sich in dasselbe berufen wissen dürfe, so vertritt Harms auch hier die klare Antwort des lutherischen Bekenntnisses. Darum gilt ihm nichts der innere Ruf, auf den man sich gern zurückziehen möchte. Ins Amt beruft die Kirche, die dieses Amt verwaltet. Darum war es Harms so sehr darum zu tun, für die von Hermannsburg ausgesandten Missionare den kirchlichen Auftrag und die kirchliche Ordination zu erlangen. In ihm war ganz fest die Überzeugung verankert, daß damit erst der klare göttliche Auftrag gegeben sei, auf den alles ankomme. In einer Aussendungsrede im Jahre 1859 hat er ausgeführt: Nur die Gewißheit: Gott hat mich berufen — könne ihnen, den Sendboten, den festen Grund unter die Füße geben, den sie für ihren Dienst in der Heidenwelt brauchen. Und diese göttliche Berufung könne ihnen nur dadurch zuteil werden, daß er (Harms) als ordentlicher Prediger der Kirche und als bestellter Missionsvorsteher sie berufe und einsetze zu Dienern des Wortes unter den Heiden. „Was ich kraft meines Amtes tue, das tut Gott durch mich, und so zweifelt nicht daran, daß Gott euch berufen hat, und in dieses treuen Gottes Namen ziehet hin in Frieden!“

Das ist die lutherische Lehre vom Amt und von der Einsetzung in das Amt, wie Harms sie vertritt. Auch hier wird jede direkte, unmittelbare Berufung Gottes als schwärmerisch abgelehnt. Auch hier gilt — zum mindesten als die Regel — der Satz, daß Gott durch die Kirche zu uns spricht und an uns handelt. Damit aber schließt sich der Ring. Wir sind vor das Wort Gottes gestellt, das durch die Kirche und ihr Handeln uns trifft, uns zum Glauben und zur Entscheidung ruft und uns zum Leben oder zum Tode gereicht.

Bethel.

Heinrich Steege.

Kirchenspaltung und Kircheneinheit im Zeitalter der Reformation*).

I. Ein Reich, ein Glaube, eine Kirche!

In der Reformation war die Kirche zur biblischen Erkenntnis von der Rechtfertigung des Sünders allein aus Gnaden zurückgeführt. Hier lag wahrlich nicht der Wille vor, die Kirche zu spalten. Hier waren keine Architekten am Werke, die

* Vgl. L. von Ranke: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Sendel-Verlag 1933; V, 22 ff.

es sich zur Aufgabe gesetzt hatten, neben der alten Kirche eine neue zu errichten. Im Gegenteil wurde in dem evangelischen Lager der Grundsatz verfochten, daß hier die alte, d. h. die apostolische Kirche gegenüber dem Abfall und der Irrlehre vertreten werde. So gab es noch keine säuberliche und endgültige Scheidung. Aber die Spaltung im geistlichen Sinne setzte sich mehr und mehr durch. Und eben sie bedingte dann auch die äußere Spaltung.

Das durfte nicht sein! So meinten wenigstens die, die nicht in der Wahrheitsfrage, sondern in der Notwendigkeit der Einheit den eigentlichen Motor kirchlichen Handelns und den Maßstab kirchlicher Haltung erblickten. Eben damit wurde die Kirche in die Politik des Kaisers eingegliedert. Die kirchliche Einheit wurde ein politisches Ziel.

II. Eine Friedensbotschaft.

Das Ziel stand fest und hieß: Einheit. Wie aber sollte dies Ziel erreicht werden? Der Kaiser Karl dachte an eine völlige Restauration. Die Evangelischen haben zu verschwinden. In der Papstkirche ist dann die Einheit gegeben. Aber solche Brutalität konnte allzusehr zum Widerstand reizen. Darum schlug der Bruder des Kaisers, Ferdinand, die mittlere Linie vor. Man wollte so vorgehen, daß die Protestanten Ja sagen konnten und der Papst nicht Nein sagte. Also nahm man eine Friedensbotschaft zum Ausgangspunkt. Die streitenden Parteien in der Kirche sollten unter einen Hut gebracht werden.

III. Kommissionen.

Der Weg der Diktatur wurde verlassen. An seine Stelle trat die brüderliche Beratung. Eine Theologenkommission trat zusammen. Aber die Mitglieder wußten, daß es um zwei Glaubensfronten ging. Sie konnten nicht aus süß sauer und aus sauer süß machen. So traten sie von ihrem Auftrag zurück. Jetzt wurden drei Männer als Repräsentanten der vornehmsten theologischen Parteien berufen: Pflug, Helding und Agricola. Eine Kommission war verbraucht. So trat eine neue an ihre Stelle. Was sollte die Kommission? Sollte sie sich vor die Wahrheitsfrage gestellt wissen? Eben das nicht! Ihre Aufgabe war, für die proklamierte Einheit die vermittelnde Formel zu finden. So sollten diese Männer, obwohl als Theologen berufen, gar nicht kirchlich handeln.

IV. Die Versuchung der Formel.

Wie sollte man zusammenkommen, wenn man nicht Zugeständnisse machte? Und sie wurden gemacht, selbst um den Preis, daß die Sprache zweizünftig wurde. Die Messe bedeutete nach katholischer Auffassung den Vollzug des Opfers Christi. Wie könnten Protestanten sich damit einverstanden erklären? Sie würden damit ihr Fundament preisgeben. Denn das einmalige Opfer Jesu ist allgenugsam. Und doch konnte hier die katholische Kirche auch nicht weichen. — Aber gibt es nur ein Sühnopfer? Es gibt doch auch ein Dankopfer. So konnten es die Protestanten sicher gelten lassen, daß sie in der Messe dem Herrn für sein Sühnopfer ihr Dankopfer darbrachten. Also war auch dieser Graben überbrückt. So wurden

die vermittelnden Formeln für die beiden Glaubensfronten gefunden und das Unmögliche — scheinbar — möglich gemacht.

V. Das einmütige Ja der Kirchenführer.

Am 15. Mai 1548 versammelten sich die Reichsstände vor Kaiser und König. Sie, die Reichsstände, sollten sich hier zur Kircheneinheit bekennen. Es wird ihnen eine Erklärung vorgelegt. Die Protestanten sind unwillig. Nur sie sollen sich verpflichten, die Katholiken gehen frei aus. Vorher hörte man es anders. Es regte sich die Opposition. Sollten sie noch bleiben, da die Voraussetzung unter der Hand geändert war? Sie gingen nicht. Sie machten nur in Opposition. Sie berieten sich untereinander. Werden sie Protestanten sein? Sie erklärten feierlich, daß sie dem Kaiser in dieser Sache gehorsam sein wollten.

VI. Merkwürdige Erklärungen.

Einige konnten frank und frei ja sagen, wenn hier unter der Tarnung vermittelnder Formeln die katholische Kirche aufs Neue proklamiert und damit die Reformation preisgegeben wurde. Kurfürst Joachim II. von Brandenburg war ganz entzückt. Das habe er schon immer gemeint und er konnte sogar einen Fortschritt der evangelischen (!) Lehre voraussehen. Aber noch merkwürdiger mutet das an, was Moriz von Sachsen erklärt. Nach dem Versprechen, das er seinen Landständen gegeben hat, mußte er zur vermittelnden Form des Interim nein sagen. Aber was könnte das für Folgen haben? So galt es, sich so zu drehen und zu winden, daß er sein Versprechen dem Schein nach hielt und doch den Zusage sich zugesellen konnte. So erklärte er: er wolle nicht widersprechen; zwar könne er sich für seine Untertanen nicht verpflichten (so schützte er sich diesen gegenüber!), aber diese würden schon einsehen, daß er selbst nicht das abändern könnte, was die andern bewilligt hätten (so schützte er sich dem Kaiser gegenüber). Der Kaiser war zufrieden. Der Moriz hatte zwar eine eigentümliche Form gewählt. Immerhin wurde seine Erklärung als Einwilligung gewertet.

VII. Das eigentliche Ziel.

Wenn die Führer der evangelischen Front so leichten Kaufes zu haben waren, warum sollte man nicht einen Schritt weitergehen? Schon meldete der Papst sich. Die Spannung zwischen Papst und Kaiser machte sich auch bemerkbar. Kann die Papstkirche ihren Anspruch preisgeben? Eben nicht. Und darum ließ der Papst erklären, die vermittelnden Formeln genügten nicht. Der Kaiser solle die Protestanten veranlassen, von der Augsburgischen Konfession überhaupt Abstand zu nehmen. Wie anders sollte auch Einheit in der Kirche Deutschlands werden als auf dem Wege, daß die Protestanten wieder katholisch würden. Hier war wenigstens klare Sicht. Nachdem die Front der Evangelischen durch die Versöhnungsaktion so unterminiert war, warum sollte man nun nicht deutlich reden?

VIII. Eine Aussprache findet nicht statt.

Aber, so muß man bei solcher Zielsetzung doch fragen, konnten denn die Führer der evangelischen Front ihre starken Bedenken nicht anmelden? Der kaiserliche Wille sorgte dafür, daß über die vorgelegte Erklärung keine Beratung eröffnet wurde. Hier hieß es: Friß, Vogel, oder stirb! Und da die Vögel nicht sterben wollten, fraßen sie alle, auch wenn die Speise für sie giftig war. Also: eine Aussprache fand nicht statt. Sie konnten nur ihren Gehorsam bekunden. So betrachtete der Kaiser seine Erklärung als Reichsgesetz. Der Befriedung der Kirche stand nichts mehr im Wege.

IX. Der Revers für den Einzelnen.

So ging man nun gegen die Einzelnen vor, wofür Nürnberg ein Schulbeispiel ist. Man handelte nach dem Grundsatz: Teile deine Gegner und dann herrsche über sie. Bei den Schwächsten fing man an. So war zu hoffen, die Stärkeren zu isolieren. In Nürnberg fing der Kaiser an. Aber nicht der „Rat“ als solcher in seiner Gesamtheit wurde gefragt. So hätten diese Männer vielleicht Mut und Bekenntnistreue beweisen können. Von jedem Einzelnen wollte der Kaiser Bescheid haben. In der Vereinzelnung wurden die Männer schwach und unterwarfen sich alle.

X. In statu confessionis?

Die Zeit der Prüfung brach an. Wieviele hatten sich vorher mit starken Worten für das Bekenntnis verbürgt! Sie wollten Leib und Gut bei der „Religion“ lassen. Jetzt wurden sie gefragt, ob sie das wirklich so gemeint hatten. Der Unfall hin und her ließ vermuten, daß die starken Worte nicht auf der Goldwage gewogen waren und daß es gefährlich ist, sich für das Morgen zu verbürgen.

XI. Der Widerstreit zwischen Gehorsam und Gewissen.

Die evangelischen Stände waren zum Gehorsam gefordert. Aber es ging doch um die „Religion“, wie man damals noch gerne sagte. So brach der „Widerstreit zwischen Gehorsam und Gewissen“ auf. Aber die Klugheit weiß in solchen Fällen der Feigheit ein rechtes Mäntelchen umzuhängen. Die guten Stadtväter von Augsburg faßten folgenden Nein=Aber=Beschluß: „Inwiefern die Ordnung die Gewissen belange, könne man mit derselben nicht übereinstimmen, aber (!!!) ein gesamter Rat habe vor allem (!) auf das Wohl der Stadt zu sehen, deren Verderben durch eine abschlägige Antwort herbeigeführt würde, und so unterwerfe (!) er sich dem kaiserlichen Gebot.“ So wurde die Einheit der Kirche mit der Preisgabe des Gewissens gefördert, wobei hier unter Gewissen durchaus die Bindung an Gottes Wort letztlich gemeint ist.

XII. Gewaltandrohung.

Wenn die evangelischen Stände gemeint hatten, mit ihrer Gehorsamsklärung, d. h. mit der Preisgabe des in Gottes Wort gefangenen Gewissens sich gute Tage erkaufte zu haben, so hatten sie sich gründlich getäuscht. Sie

wollten ihr Leben erhalten. Statt dessen wurde über sie die Lauge des Spottes ausgegossen. Es war doch wohl nicht so einfach, im Sinne Luthers vom Gewissen zu reden, d. h. entsprechend zu handeln. Hatte der Bizkanzler Hase nicht recht, als er dem Frankfurter Abgeordneten, der sich auf das Gewissen bezog, zurief: „Ihr habt Konfessionen (Gewissen) wie Barfüßerärmel, die ganze Klöster verschlingen.“ Und zum Spott kam die Gewaltandrohung: „Lernt nur das Alte wieder, oder man wird euch Leute schicken, die es euch lehren: ihr sollt noch spanisch lernen.“

XIII. Auflösung der bekennnistreuen Gemeinderäte und Neubildung der Körperschaften.

Die Gewaltandrohung wurde in die Tat umgesetzt. Wo die Gemeinderäte nicht umfielen, wurden sie aufgelöst und durch neue ersetzt. Die Tore der Stadt Augsburg wurden besetzt, unter solcher Freiheitsberaubung wurde ein neuer Rat ernannt. Dabei wurden von 41 Stimmen der Gemeinde noch 10 Stimmen bewilligt. So wurde der Schein der Gerechtigkeit und der Gemeindegewalt gewahrt. Ähnlich wurde es in Ulm gehalten. Und so nahm die Eingliederung in die kirchliche Einheitsfront ihren Fortgang.

XIV. Statt Versöhnung: Verbot der evangelischen Predigt.

Aus der vorgegebenen Versöhnung war eine Unterdrückung derer geworden, die sich zum Evangelium bekannten. Aus der Friedensbotschaft war eine Gewaltaktion geworden, die sich noch mit dem Schein des Rechtes kleidete. Und viele hatten sich aufs Glatteis begeben. Der Stadt Rat wurde empfohlen, nachzugeben. So würde sie dem Zorn des Kaisers entgehen. Man tat also und folgte dieser Lockspeise. Der Erfolg der Unterwerfung war, daß die evangelische Predigt bei Todesstrafe verboten wurde. Mit dem Programm der Versöhnung begann man, theologische Ausschüsse suchten die vermittelnden Formeln und sie wurden das Garn, darin die evangelischen Stände gefangen wurden.

XV. Der Bekenntniswiderstand der Pfarrer.

Während die offiziellen Stellen, entweder die alten oder nach ihrer Auflösung die neuen Inhaber dieser Stellen, das Evangelium preisgaben und sich in die kirchliche Einheitsfront eingliedern ließen, besannen sich die Pfarrer auf die Lehre, die ihnen anvertraut war. Zwar redete man ihnen vor: es geht nur um äußere Dinge. Aber sie wußten es aus Gottes Wort, daß auch in äußeren Dingen der Mensch sich nicht an die Stelle Gottes setzen darf. Und darum erklärte Wolfgang Meuslin dem Rat in Augsburg („noch unter den Augen des Kaisers“): „er könne und wolle das Interim (Rückführung der Evangelischen zum Katholizismus auf dem Wege der Außerlichkeiten) nicht annehmen, auch nur den Chorrock, von dem zunächst die Rede war, könne er nicht annehmen.“ Und verließ die Stadt. Johann Brenz mußte sich in unwegsamer Waldung aufhalten, wo er sich mit dem 193. Psalm tröstete. Sie wußten, daß sie nicht aus eigener

Kraft bekennen konnten. Als Fagius Straßburg verlassen mußte, bat er um die Fürbitte der Gemeinde, daß er standhaft in seinem Kreuz bleibe.

XVI. Die Berufung auf das Ordinationsgelübde.

Es war ja die Frage, ob in alledem nur die Unbotmäßigkeit der Pastoren sich äußerte. Diese Frage ist wohl beantwortet, wenn man etwa an einen Frecht in Ulm denkt. Er berief sich auf sein Ordinationsgelübde, nach dem er das Evangelium ohne allen Menschenzusatz predigen wolle. Er wurde in Ketten und Bande gelegt. Dem Markgrafen von Kulmbach erklärten die Prediger: durch Eid seien sie verpflichtet, nur das lautere Gotteswort zu predigen! Wollte man sie zwingen, davon abzuweichen, so wollten sie hiermit samt und sonders um ihren Abschied gebeten haben. — Am liebsten hätte der Markgraf diese aufrechten Männer entlassen. Er wußte nur nicht, woher andere Prediger zu nehmen. Diese Verlegenheit des Markgrafen ließ die bekennnistreuen Prediger im Amt bleiben. Die nach Berlin zitierten Brandenburgischen Pastoren erklärten, „sie würden die ewige Verdammnis fürchten, wenn sie von der erkannten Wahrheit abweichen wollten. Der Kaiser sei mächtig, aber Gott noch viel mächtiger“. Sie waren an dem Punkt angekommen, wo es für sie hieß, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen.

XVII. Synoden und Bekenntnisgemeinschaft.

Jetzt wurden hin und her Synoden gehalten, so zu Minden, Mölln, Hamburg. Die Städte, die zum Evangelium hielten, pflegten brieflichen Austausch miteinander. So entstand eine Bekenntnisfront gegenüber einer Haltung, die das Wort Gottes mit den unbiblischen Lehren des Papsttums zu vereinigen versuchte. In dieser Bekenntnisfront erkannte man, daß die Verfälschung des Evangeliums unter der Parole der Einheit und der Einigung schmachhaft gemacht werden sollte.

XVIII. „Unsers Herrgotts Kanzlei.“

Für diese Bekenntnisfront wurde eine Stadt die Seele des Widerstandes, Magdeburg. Ranke nennt diese Stadt den „Herd einer lebhaften literarischen Opposition“. Von hier gingen die Schriften in das Land hinaus, um für Klarheit zu sorgen, die Harmlosen zu erwecken, die Sichereren zu warnen und die Einsamen zu trösten. „Das evangelische Volk horchte mit Freuden auf die Stimmen jener Unbeugsamen.“ So war Magdeburg alles andere als eine offizielle Kirchenkanzlei. Sie erhielt aber den Ehrennamen „unsers Herrgotts Kanzlei“.

XIX. Verflucht ist, wer sich auf Menschen verläßt.

Luther erlebte das alles nicht mehr. Er konnte seine Stimme nicht mehr erheben. Um so mehr mußten die Evangelischen das von Melanchthon erwarten. Er nahm auch einen guten Anlauf, indem er ein Gutachten verfaßte. Aber um so eifriger und listiger versuchte die Gegenseite ihn zu umgarnen und zu Fall zu bringen. Der Kirchenführer, der große Theologe, auf den man gerne hören und

sehen wollte und von dem das entscheidende Wort zu erwarten war, versagte. Sein Brief an Christoph von Carlowitz ist ein erschütterndes Dokument. Es beginnt ein unrühmliches Schauspiel. Es fehlte nicht an der Erkenntnis. Auf einer Zusammenkunft in Torgau sprach man von dem Apfel, welchen Eva dem Adam reichte, „ein einziger Bissen habe dem Manne den Zorn Gottes zugezogen“. Aber — die Kirchengüter! Was sollte aus Kirchen und Schulen werden, wenn ihnen die Kirchengüter genommen würden! So wurde man schwach und fand wieder eine Formel der Vergleichung. Hinterher waren die Theologen über ihr eigenes Werk bestürzt. Sie singen an, sich zu entschuldigen. Sie hatten doch nur in bester Absicht gehandelt, um der Kirche zu helfen. Merkwürdig genug! Im geheimen freute Melanchthon sich über jeden Widerstand gegen das Interim. Er selber beugte sich und gab den Rat aus, sich nicht zu widersetzen.

XX. Der alte Sauerteig.

Luther war nicht mehr. So konnte Melanchthon „im Interesse des Friedens“ seinen eigenen, eigentümlichen Weg gehen. Da Luther nicht mehr reden konnte, fand Melanchthon in Calvin den starken Mahner. Wenn Melanchthon meinte, man dürfe um „Außerlichkeiten“ nicht hartnäckig kämpfen, wenn nur die reine Lehre erhalten bliebe, so wußte Calvin, daß eben mit dieser These die „reine Lehre“ im Sinne des Evangeliums schon preisgegeben war. So schreibt er in echter Freundschaft mahnend und warnend. Ob Melanchthon nicht einsieht, daß mit diesen Außerlichkeiten die Gottlosen „über das Evangelium triumphieren“ wollen? Wie kann er Dinge zugestehen, die „in offenem Widerspruch zu Gottes Wort stehen“? Solches Nachgeben dient nur „zu übermütiger Verhöhnung des Evangeliums“. Die Feinde, die zunächst nur auf Zugeständnisse in äußeren Dingen dringen, „durchsäuern die Lehre und alle frommen Übungen mit ihrem Sauerteig“. Melanchthons Weg zum Frieden führt in Wirklichkeit dahin, „die Reinheit der Lehre zu verderben und die Kirche ins Wanken zu bringen“.

XXI. Starrköpfe und Fanatiker?

Calvin schreibt an Melanchthon: „Wenn man uns für Starrköpfe und Fanatiker hält, die lieber die Welt in Trümmer gehen lassen, als daß sie sich zu einer Ermäßigung herbeilassen, so ist das bitter und hart. Aber an solche Namen muß sich Dein Ohr schon früher gewöhnt haben . . . Aber ohne Zweifel machen Dich zuweilen solche Vorwürfe wankend: was ziemt es einem klugen, bedächtigen Mann, um kleiner, fast abgeschmackter Dinge willen eine Kirchenspaltung zu veranlassen? Sollte man den Frieden nicht mit einem noch erträglichen Nachteil erkaufen? Ist's nicht verrückt, immer so auf die Extreme zu sehen, daß die Hauptsache des ganzen Evangeliums vernachlässigt wird? Als einst diese und ähnliche Sätze von schlaunen Leuten ausgestreut wurden, da glaubte ich zu bemerken, wie Du Dich stets mehr als recht davon bewegen ließe . . . Der Grund dieser meiner Heftigkeit ist Dir nicht verborgen; ich wollte hundertmal lieber mit Dir sterben, als Dich die von Dir verratene Lehre überleben sehen.“

XXII. Schweigen oder Bekennen!?

Melanchthon sieht in der Bekenntnisfront eine Polemik, die ihm nicht paßt. Darum ist er auch gegen den Herd der literarischen Opposition, gegen Magdeburg und seine Vertreter, so eingenommen. Damit glaubt er, in diesem Kampf hinreichend sein Schweigen begründen und entschuldigen zu können. So nimmt er folgende Stellung ein: „Ich werde mich, sollt ich auch Einiges nicht billigen, doch nicht aufrührerisch zeigen, sondern entweder schweigen oder weggehen oder ertragen, was vorgeht.“ So läßt er die andern kämpfen und meint doch, ein Vertreter der reinen Lehre zu sein. Calvin verteidigt die Art der Polemik durchaus nicht, mit der man in der Bekenntnisfront vorgeht. „In der Polemik wird manches gehässig übertrieben, was nicht so schlimm ist.“ „Zwar zweifle ich auch nicht, daß den Magdeburgern manches Wort entfahren ist, das dich erbittern mußte.“ Aber ist das Grund genug, im Kampf zwischen Wahrheit und Irrlehre zu schweigen? Calvin schreibt: „Das muß auch dem sehr billig Denkenden mißfallen, daß, während mit bestialischer Wut gegen die Brüder vorgegangen wird, Philippus im feindlichen Lager sitzt und schweigt.“ — „Hast du vergessen, was ich dir einst gesagt, so will ich dir es jetzt wieder ins Gedächtnis rufen: Viel zu teuer ist uns die Linte, wenn wir zögern, das wenigstens schriftlich zu bezeugen, was so viele mitten aus der Gemeinde der Laien heraus als Märtyrer Tag für Tag mit ihrem Blute besiegeln. Und so sprach ich zu einer Zeit, als wir noch weit vom Geschoß zu sein schienen: jetzt, da uns der Herr in den Kampf geführt hat, müssen wir um so mannhafter kämpfen.“

So geschehen im Zeitalter der Reformation!!

Barmen/Gemarke.

Lic. Harmannus Obendiek.

Karl der Große in Verden.

Die Gestalt Karls des Großen ist im Zusammenhang mit der Frage nach der Christianisierung der Germanen wieder stark in den Vordergrund gerückt. Er gilt als Kronzeuge für die gewaltsame Einführung des Christentums; und vor allem das „Blutbad von Verden“, das ihm den Namen des Sachsenmörders eingetragen hat, muß als Beweis für die gewaltsame Vernichtung der Unabhängigkeit der Sachsen und ihrer heidnischen Frömmigkeit gelten. Wir haben schon ausführlich darauf hingewiesen, daß die Sachsenkriege Karls des Großen keinerlei unmittelbare Beziehung zur Geschichte des Christentums in Sachsen haben, daß sie vielmehr ihrem Ursprung wie ihrer ganzen Durchführung nach fast ausschließlich politische Geschehnisse sind¹. Es ist also schon aus diesem Grunde nicht angängig, mit diesen Ereignissen die Geschichte der Einführung des Christentums in Deutschland zu belasten; und der Kirchenhistoriker könnte sich mit dieser Feststellung durchaus begnügen.

Trotzdem wird es gut sein, für einen Augenblick den Rahmen der Kirchen-

¹ „Junge Kirche“ 1934, Heft 14, S. 579 ff.